

IL CAPOCCIA DI VILSBIBURG - Der Capociat von Vilsbiburg

Anonymus

Aus: „Friuli Migrante“ Herausgeber Ludovico Zanini, Udine 1992

In Vilsbiburg, ca. 20 km entfernt von Landshut, verbrachte ich zusammen mit einem Bruder meine letzte Saison als Ziegelarbeiter. Es war die gequälteste von allen.

Wir waren vier Jahre hintereinander in Frontenhausen mit den Felici's aus Buia, große Männer zum Fürchten, aber im Grunde nicht schlecht und nicht unvernünftig. Sie hielten die Sonntagspause ein und gingen zusammen mit den Arbeitern auch zur Messe. Darunter waren viele Landsleute, treu zu sich selbst seit Jahren. Im Vergleich zu anderen Capos, die roh und brutal waren, galten sie als gut. Sie zahlten vielleicht etwas weniger, tyrannisierten aber nicht ihre Arbeiter. Wie konnten wir sie nur, die Felici's, verlassen? Der Monatslohn in Vilsbiburg würde vier oder fünf Mark mehr sein als in Frontenhausen. Man wusste auch, dass die Ansprüche (an die Arbeiter) größer sein würden, aber die würden weniger zählen, als die paar Mark mehr.

Vilsbiburg, im Endeffekt war es ein neuer Ort und trotz allem – in uns war immer dieser heimliche Wunsch, dem Unbekannten zu begegnen und das ist der Teufel der Friauler: Ihr „animus migrandi“ (der Wille, der Trieb auszuwandern). Fakt ist, dass während jenes Winters (1901) beschlossen wurde, den alten Herren zu verlassen und die Anzahlung des neuen Herren zu akzeptieren.

Von der Reise in jenem Jahr erinnere ich mich nur an zwei Momente: an den Bahnhof, wo die neue Bahnlinie von der alten abzweigt und an den letzten Ruf des Bahnschaffners „Vilsbiburg!“ Sobald wir aus dem Zug gestiegen waren, zeigte uns jemand die Dächer jener beherrschenden Fabrik mit dem hohen Schornstein. Es war die Ziegelei Lehner. Zum Glück brauchten wir unsere Säcke nicht so weit tragen. Wir lassen den Ort mit seinen Läden und Kuppeltürmen, der den Namen Stadt trägt, hinter uns. Wir gehen an einer Reihe von Gärten umzäumten Villen vorbei.

Aus dem Fenster beobachten uns einige Kinder, ihre Nasen an die Scheiben drückend. Sie können sich glücklich schätzen, denn sie werden nicht unsere Qualen kennen lernen, es sei denn, wenn sie größer sind und nicht mehr als sechs Stunden arbeiten, wie es das Gesetz vorschreibt.

Nun sind wir da. Baracken, niedrig und versperrt. Trümmer und klebriger Schlamm überall. Die Wirklichkeit in Frontenhausen war weniger deprimierend. Dort kannten wir uns nämlich alle. Hier aber schauten uns die bereits hier arbeitenden mit einer Miene an, wo wir nicht wussten, ist es Feindseligkeit oder Freundlichkeit. Und manche lachten: „Ha, ha, ihr seid auch da.“

Unsere erste Sorge war: Die Arbeitskleidung anzuziehen, etwas Stroh zu richten für unser zugewiesenes Lager und eine Kiste zu besorgen, in die wir unsere wöchentliche Käseration aufbewahren konnten. Im Grunde war es dasselbe wie alle Jahre, aber dieses Mal ertrug ich alles mit einer Widerwärtigkeit, die meine Bestürzung vermehrte. Der Krach des Zuges dröhnte mir noch im Kopf.

Ich fühlte mich ganz konfus und verloren. Aber wer sollte mir helfen? Wer verstand, welchen Druck ich in mir hatte? Hier waren wir Söhne von niemandem, wir waren „Mulis“ und nichts anderes. Und wehe, wir würden den von harten Stimmen immer wieder gerufenen verhassten Spitznamen übel nehmen. Ich spürte nur ein Bedürfnis: abseits bleiben mit meinen Gedanken, die ich keinem preisgeben konnte. Abends steckte ich bekleidet unter der rauen Decke, der Geruch des Strohs erinnerte mich um so mehr an unser Haus, an die Mutter, an die frisch gewaschenen Laken und an meine alten Schulbücher. Dann, endlich als alles still war, löste sich der Knoten, der sich seit vielen Stunden in meiner Kehle festgesetzt hatte und ein Bach von Tränen überschwemmte mein Gesicht und durchnässte die Jacke, die ich als Kopfkissen benutzte.

Für uns zwei wurde ein Lager inmitten der Allgemeinheit bestimmt, mit Männern, deren Gewohnheiten und Sprache etwas vulgär war. Das Lager war eine Art Gerüst neben einem abfallenden, schlecht gebauten Dach, durch das die frisch Brise der Nacht hindurch pff. Ein „lòdar“, (gemeint ist wohl das oder ein Lager), bestimmt für Leute mit weniger Wert, die am Morgen unser Capo aufweckte, indem er Schläge gegen die Bretter führte oder jemanden bei den Füßen zog. Einer von jenen hatte die Gewohnheit, mit der Pfeife ins Lager zu gehen und dabei nach jedem Husterer Funken zu streuen. Aber mehr Angst vor der Gefahr, dass das Stroh Feuer fangen könnte, grauste uns vor seiner Spuckerei, wobei man nicht wusste, wo sie im Dunkeln landete.

Wir beschlossen, für uns eine neue Lagerstätte zu bauen und zwar über dem Gestell [wohl im Dachstuhl] einer anderen Baracke. Wir mussten den ganzen Sonntag Bretter sägen und nageln. Am Abend endlich war unser Lager, belegt mit frischem Stroh, fertig, eine Art hängender Kiste, die erreichbar war, durch eine improvisierte Leiter. Am anderen Morgen besuchte der Padrone [Ziegeleibesitzer] unsere Unterkunft und versuchte aufzusteigen, doch die Leiter brach und es folgte eine Explosion unschöner Worte, die uns ziemlich Angst einjagte. Seit den ersten Tagen nun merkten wir, dass man in Vilsbiburg (wie manche sagten), das wahre Deutschland erlebe. Man arbeitete in Vilsbiburg nicht von einem Licht zum anderen, sondern von einer Dunkelheit zur anderen: ein kleiner Unterschied, der alles sagt. Tun wir so, als seien wir in München, hatte einer gemurmelt, indem er sich ins Bett geworfen hatte: Auf! wird gerufen, wenn der Hut noch auf dem Nagel wackelt. Und ein anderer wiederholte den Vers des Besitzers, der immer sagte: „Der Ziegelei-Arbeiter muss immer schuften, Tag und Nacht und Sonntag wie Arbeitstag (Werktag).“

An einem Tag, ein guter Teufel aus der Ebene hat sich beleidigt gefühlt wegen dieses „Auf!“-Rufes ohne ein bisschen Takt, eine Stimme sagte er, mit der man bei uns Schweine jagt. Eine Bemerkung, die bei uns viel Lachen und Belustigung auslöste und für die er während der ganzen Saison Spitznamen bekam.

Der Ruf kam immer vom Capo in Person, der manchmal seinen gemeinen Gesang dazu machte: Um die Brigade fröhlich zu stimmen, wie er sagte, hat er den Arbeitsbeginn jeden Tag regelmäßig um einige Minuten vorverlegt. Verlängern, verlängern: Die Arbeitsstunden wurden von 14 auf 15, ja 16 und mehr festgelegt, Zeiten, die in anderen Orten nur im Hochsommer Anwendung fanden.

Eines Tages hat dieser Mann [„aus der Ebene“] den Mut gehabt, mit ihm, dem Capo, für alle zu sprechen. Und prompt kam der Vorschlag, die Sachen zu packen.

In einer Nacht, mit klarem Vollmond, wird wieder das „Auf!“ geschrien, und zwar vor 3 Uhr. Aber wie? reklamieren manche, um diese Zeit? Und der Padrone hat uns alle Rechte zugesprochen, wir sollten ihm doch verzeihen, die Schuld läge doch beim Mond, der ihn schlagartig wie ein Schlag ins Herz geweckt hätte, denn er glaubte die Sonne wärs, wie er sagte, stellt euch das mal vor! Aber nun waren wir auf den Füßen und es blieb uns nichts anderes übrig, als sich ans Werk zu machen. Außerdem, so der Padrone, wenn die Saison gut gehe, würde es Vorteile für die ganze Mannschaft geben.

An diesem Tag zeigte sich unser Capo fröhlich und herzlich mit allen. Die Pause für das Frühstück nach den ersten drei Arbeitsstunden mit leerem Magen war sehr kurz. Wir mussten schnell zur „Cuchil“, der Küche rennen, um in aller Eile die Polenta runter zu kriegen, denn die Sirene hatte bald wieder geheult. Wenn der allgegenwärtige Capociat sah, dass sich eine Verspätung anbahnte, fing er an zu schreien: „Wie lange braucht ihr noch, nur um ein Stück Polenta runter zu würgen“.

Er, der Capoiat, bemühte sich die Arbeit zu beleben, vor allem abends, um die Stücke zu zählen und wie viele noch zu machen seien, nicht ohne die Tage mit hohem Ertrag in Erinnerung zu rufen. Und wenn alles gut gegangen war, wusste er auch zu loben und Versprechungen zu machen und schöne Aussichten zu versprechen. Wenn ihm aber vorkam, dass die Aktivitäten zu erlahmen drohten oder er die Gefahr einer Behinderung witterte, fiel er auf die Knie mit gefalteten und gestreckten Händen und rief Schmähungen und Flüche ohne Ende.

Im Hochsommer aber und zu bestimmten Stunden, wo die Arbeit höchste Ansprüche forderte und wo von ihm weder Vorwürfe noch schmutzige Redensarten zu hören waren, nutzte dieser Moment unsere Kräfte zu reanimieren. Doch dann schimpfte er wieder: Es ist zwecklos, die Leute werden immer dümmer und fauler.

Die letzten Stunden an manchen Tagen währten ewig. In den Scheunen arbeiteten wir bei Petroleumlicht, das lauter unheimliche Schatten warf. Das Klopfen oder Patschen auf den Schlagtisch, der Krach der Maschinen und das Quietschen der Schubkarren vermischte sich zu einem hohen Getöse fast wie ferner Donner. Und der Padrone tauchte da und dort immer wieder auf, um uns bei den letzten Schlägen zu beaufsichtigen: Noch eine Viertel Stunde flehte er, noch eine letztes Hundert (an Steinen). Und dann zum Schluss mit geheuchelter Dankbarkeit: Genug, genug, Schluss, heute Abend könnt ihr zufrieden gehen. Und an all den Radau folgte eine Ruhe, die uns wie verzaubert vorkam. Von Müdigkeit befallen, schleppte sich jeder um ein Stück Polenta runter zu drücken, um dann in der Dunkelheit zu seinem eigenen Lager zu verschwinden, wo er erschöpft in den Schlaf fiel.

Schon am Anfang der Saison hatte der Capo entdeckt, dass man die für zwei Personen gedachte Ziegelpresse auch einem einzigen Arbeiter anvertrauen konnte, wenn man die Drehungen der Maschine etwas herab setzte und das Laden und Abladen der Form beschleunigte. Ein einziger Ziegelpresser konnte alle Schläge benutzen und dem jungen und kräftigen Arbeiter wurde dabei empfohlen: „Es ist dein Verdienst, wenn du schnell bist, auch müssen die anderen dir dann folgen.“ Mir hatte er den Transport des Lehmmaterials (mit der Schubkarre) von der Lehmgrube zur Presse anvertraut - eine doppelte Arbeit, die mich, um Versperrungen am Zieheisen

zu vermeiden und um die Presse mit genügend Material zu versorgen, sie verschlang jeden Tag eine große Menge, zu einem ständigen Dauerrennen zwang. Meine Kleidung bestand aus einer Kruste aus Schweiß und Schlamm. Meine Mattigkeit war so groß, dass das erneute Beginnen der Arbeit nach jeder kleinen Pause eine große Anstrengung kostete. Wenn dann der Capo vorbeikam, lobte er mich: „Bravo! Am Ende werde ich mich an dich erinnern“. Dabei dachte ich: „...un biel orlojùt“eine schöne Uhr?

Die gesamte für die Knetmaschine (wahrscheinlich Kollergang) bei Lehner abgebaute Erde (Lehm) ging in diesem Jahr durch meine Hände. Am Ende des Jahres habe ich mit Hilfe des „Ziegeldrucker“ versucht eine Rechnung aufzumachen, wovon ich folgende runde Zahlen in Erinnerung habe: Eine Saison dauert sechs Monate mit über 150 Arbeitstagen. Dabei habe ich 50.000 Doppelzentner (Lehm-)Material mit meinen eigenen Armen getragen, das sind im Schnitt 300 pro Tag (ca. 20 pro Stunde) und das zu einem Entgelt von 8 Centesimi pro 10 Doppelzentner.

Es kam der Schluss der Saison. Es war nicht notwendig, den Padrone an die versprochene Uhr zu erinnern. Am Morgen bei der Auszahlung, leugnete er jedes Wort, weil nach seiner Meinung die Entwicklung der Saison nicht schlechter hätte sein können. „Du kannst nichts verlangen“, sagte er, „die Saison ist schlecht gelaufen.“